

Kulture

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **75 (1995)**

Heft 6

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Elsbeth Pulver

DAS «ALLERVORNEHMSTE WERKSTÜCK GOTTES»

«Engste Heimat», das Opus magnum von Erica Pedretti

Dieses Buch ist alles andere als selbstverständlich.

Es kommt ohne auch nur einen Schatten von Revanchismus und ohne politische oder erzählerische Klischees aus.

Es gibt Themen, die einem Autor, oder eben einer Autorin auf die Schultern geladen oder, pathetischer gesagt, in die Seele gebrannt sind. Je drängender, unausweichlicher sie das sind, desto schwieriger, langwieriger gestaltet sich der Prozess des Schreibens; so auf jeden Fall bei Erica Pedretti. «Lass dir Zeit», die Mahnung steht mehrmals in ihrem neuen Buch, aber nicht im Sinne des geruhsam zuversichtlichen «Gut Ding will Weile haben». Der Satz ist der Angst abgewonnen, die das Kind, das sie war, erlebte: auf der Flucht vor einem vermutlich russischen Flugzeug, das sich rasend schnell entfernte, den Fliehenden damit eine winzige Chance liess, Deckung zu finden, ehe es zurückkam – und die aufdämmernde Ahnung, Geschwindigkeit könne auch ein Handicap, Langsamkeit einmal ein Vorteil sein. «Lass dir Zeit.»

Das Thema des Buches ist damit genannt: Erfahrungen des Kindes, der Halbwüchsigen im Krieg, dort, wo der Irrsinn auch nach dem Kriegsende nicht aufhörte, bis heute nicht aufhört: in Mitteleuropa. Allgemeiner gesagt: der mörderische Kreislauf von Gewalt und Gegengewalt, die Spannungen und Zerstörungen in den ethnisch gemischten Gebieten Mitteleuropas; die von den Westmächten 1938 konzedierte Verwandlung Mährens in ein (nazi)-deutsches Protektorat und, als nachträgliche Vergeltungsaktion, die Vertreibung der «Sudentendeutschen» aus der Tschechoslowakei nach 1945. Das heisst: es geht um eines der heikelsten, der am schwersten mit Ressentiments und Revanchegedanken belasteten Themen der europäischen Geschichte.

Nicht zu wundern braucht man sich deshalb, dass die Erfahrung und die künstlerische Gestaltung nun genau um jene fünfzig Jahre auseinanderliegen, die in diesem Jahr Anlass für ein mit mehr oder weniger Geschick vollzogenes Gedenken sind. Fünfzig Jahre. Wenn man einen Beweis sucht gegen die gegenwärtig herrschende Tendenz oder Unsitte, von der Literatur rasche Reaktionen auf aktuelles Geschehen zu erwarten (den Wendroman also am liebsten gleichzeitig mit der Wende, oder, warum nicht, schon vorher) – im Buch von Erica Pedretti kann man ihn finden. In ihm bestätigt Erinnerung sich grossartig als der entscheidende Impuls, als ein unerschöpflicher Kraftquell der Literatur.

Biographischer Exkurs

Erica Pedretti ist wie kaum jemand legitimiert, sich zum oben umschriebenen Thema zu äussern. Sie ist in Mähren aufgewachsen, hat dort den Krieg erlebt; die Familie geriet mitten in die ethnischen und ideologischen Grabenkämpfe und Vernichtungsaktionen hinein; der Vater, dessen Bruder, ebenso der über alles bewunderte Lieblingsonkel wurden zuerst von den Deutschen, dann von den Russen und Tschechen verfolgt. Nach 1945 konnte sich die Familie, vor allem mit Hilfe einer hiesigen Verwandten, in die Schweiz retten. Dass dem Vater, ungeachtet seiner schweizerischen Herkunft, damals die Aufenthaltsbewilligung verweigert wurde, auch daran sollten wir uns in diesem Gedenkjahr erinnern! Die Tochter, Erica Pedretti eben, wurde Schweizerin,

Erica Pedretti: «Engste Heimat», Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1995.

sie lebte, von kurzen Unterbrechungen abgesehen, in diesem Lande, jetzt also fünfzig Jahre. So kommt es, dass, paradox genug, ein epochales Werk über ein (nicht nur) mitteleuropäisches Thema von einer Schweizer Autorin geschrieben wurde – und darin die Schweiz der Schreibort ist, als solcher im Buch auch vorkommt, reduziert auf einen Punkt, der ausserhalb der Welt zu liegen scheint:

Die Autorin hat sich zum Schreiben auf einen Campingplatz hoch oben im Jura zurückgezogen, in einen kleinen Wohnwagen: eine vorläufige Bleibe, wie sie der (persönlichen, geschichtlichen) Erfahrung entspricht, dass auch die Sesshaften unversehens zu Vertriebenen werden können. Die vertraute Computertaste ESCAPE signalisiert die unerfüllbare Hoffnung, man könnte der Geschichte entkommen in eine friedliche, dem Schönen offene Welt. Aber bis zum betörend schönen, auf einer Waldwiese gelegenen Fluchtort der «Roulotte», bis zu dieser auf einen seltsam ortlosen Ort reduzierten Schweiz, dringen die Nachrichten, die beweisen, dass sich die Unrechtsspirale auch in der Gegenwart dreht.

Familiensaga, Geschichtsepos, Heldenlied

Das Buch, so schmal es ist, enthält Stoff für eine Familiensaga alten Zuschnitts, die, interessanter als die «Buddenbrooks», von der Tschechoslowakei nach Paris, in die Pyrenäen, nach Amerika, in die Schweiz reichen – und in Reisen auch wieder zurück in die gerade durch die dort ausgestandenen Ängste «engste» Heimat führen würde; Stoff genug für einen handlungsreichen geschichtlichen Roman, ja sogar für ein Heldenepos.

Und ein Heldenlied kann man tatsächlich darin entdecken, allerdings ein ungewöhnliches, das einer Elegie gleicht. Es gibt im Buch einen «Helden», und zwar einen ernstzunehmenden, einen, der als Künstler die kindliche Phantasie beflügeln kann und der, darüber hinaus, eine Gegenfigur ist zum martialischen Heroismus, der die Epoche dominiert. Gregor, bewunderter Lieblingsonkel, ist nicht einer dieser «marktschreierisch menschenopfernden und selbstmörderischen Männer»; sondern einer jener «unfreiwilligen Helden», die etwas, «dessen Sinn sie nicht einsehen, gar

nicht tun können, geschweige denn etwas, das sie als falsch, als kriminell erkennen». Der Grundton des Buches ist hier angeschlagen; sein (nie explizit formuliertes) Ethos angedeutet. Dass auch eine weibliche Form von Heldentum vorkommt, das sei hier nur angedeutet.

Aber das Buch ist dennoch keine Heldensaga, es führt nicht einmal die Gattungsbezeichnung «Roman» (diese vermeintliche Erfolgsgarantie) im Untertitel. Schon nur die Einpassung des Erfahrenen in eine fortlaufende, konsequente «Geschichte», die Bändigung der einzelnen Episoden durch die chronologische Erzählform wäre Verrat an dem, was gelebt und erlitten wurde. «Nur keine Story, nur keine Story erzählen» – unwillkürlich kommt einem beim Lesen der Satz von Friederike Mayröcker in den Sinn.

Statt einer Story gibt es Bilder, Szenen, Erinnerungen: Ein Kind – Anne, das Alter ego der Autorin, von ihr nur gerade um eine Handbreite entfernt – das Kind Anne sucht unter dem Tisch die Häkelnadel der Englischlehrerin. Es folgt dem Grossvater frühmorgens auf seinen Spaziergängen, hilft ihm Blumen setzen, wird von ihm für immer infiziert mit dem Virus der Gartenleidenschaft, hört zu, wenn er, der den halben «Faust» und den ganzen *Morgensstern* auswendig kennt, Verse rezitiert: ins Leben integrierte Literaturgeschichte (und nie wird die Erwachsene den inneren Dialog mit dem Grossvater aufgeben). Das gleiche Kind – jetzt ist es eine Halbwüchsige – wartet, totenstill, mit anderen Frauen und Mädchen auf dem Estrich versteckt, bis die Russen das Haus verlassen. Sie sieht durch einen Stacheldrahtverhau hindurch den Vater, der, nachdem er von den Alliierten aus einem deutschen Lager befreit wurde, nun von einem russischen in ein tschechisches gebracht werden soll. Auf dem Dorfplatz sitzen die Grossbauern von Batschka in ihren bestickten Lammfellmänteln, eine Nacht lang rastend auf der Flucht vor den Russen, «wie die Zigeuner», klagen sie, gedemütigt durch ihre Situation – und begafft von den Dorfbewohnern, die wenig später ebenso auf der Flucht sein werden, auch sie jetzt ähnlich wie die bislang verachteten Zigeuner. Aber der Bauer Musil, bei dem Anna in höchster Gefahr untergebracht wurde und der so wenig deutsch versteht wie sie tsche-

.....

Stoff genug
für einen hand-
lungsreichen
geschichtlichen
Roman, ja
sogar für ein
Heldenepos.

.....

chisch, lehrt sie beim Holzfahren Mundharmonika spielen – auch das Glücksgefühl ist unvergesslich.

Solche Bilder sind das. Die Kindheit enthält beides, Schrecken und Ängste, die lebenslang verstören, und (seltener) Erfahrungen von Glück und Freude. Von beidem redet das Buch; die Kontraste lassen Helligkeit und Dunkel stärker hervortreten, aufleuchten oder bedrängen. Die erinnerten Kindheitserfahrungen fallen bis zur Identität mit der Geschichte eben dieser engsten Heimat zusammen.

«Wie ein Kind fühlt und denkt»

Dass ein Buch wie dieses gelingen konnte, ohne dass auch nur ein Schatten des Revanchismus ins Spiel kommen oder die sich anbietenden politischen und erzählerischen Klischees berührt wurden, das ist dennoch alles andere als selbstverständlich. Liegt es daran, dass die Autorin nicht einfach Kindheitserinnerungen festhält (das tun viele), sondern dass sie die kindliche Wahrnehmung *respektiert*, ihr Vertrauen schenkt? «Kurz bevor sie aufhörte, ein Kind zu sein, hat Anna sich geschworen, das, was sie jetzt fühlte und dachte, wie ein Kind fühlt und denkt, nie zu vergessen» – der kindliche Vorsatz wird zum unausgesprochenen poetologischen Programm. Das impliziert Verzicht auf alle besserwisserischen Erklärungen und Korrekturen, aber auch auf das Tun-als-ob: als ob sich die kindliche Erfahrung unverändert packen, die Zeit überspringen liesse. Die Kindheitserfahrungen sind Ausgangspunkt, sind der Kern des Ganzen, zu diesem Kern kehrt die Erwachsene immer wieder zurück, im Wortsinn:

Die Autorin reiste zweimal zurück nach Mähren (und sie lässt im Buch ihre Protagonistin Anna die Reisen nachvollziehen), erstmals 1976, als sie noch als Kapitalista misstrauisch beachtet wurde; und ein zweitesmal kurz nach der Wende, 1990, als in Prag schon wieder deutsche Volkslieder zu hören waren; sie kehrt zurück in Gedanken bis zuletzt. Die Reisen überlagern die kindliche Erfahrungen mit neuen Eindrücken, jede Zeit- und Erinnerungsschicht hat ihren eigenen Wert, steht unmittelbar zu Gott. So entsteht dieses zauberhafte Geflecht aus Zeitschichten, aus Erinnerungen und aus der Erinnerung

.....

*Weisheit? Trauer,
das ganz gewiss.
Vor allem gegen
Schluss gewinnt
das Buch den
Tonfall und den
grossen Atem
einer Elegie.*

.....

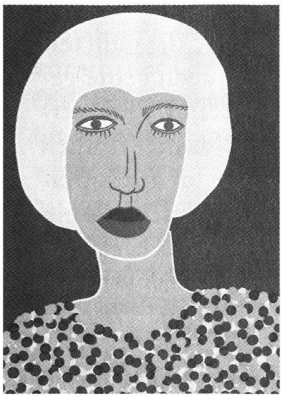
von Erinnerungen, Bilder, die sich bestätigen, variieren, die sich nie verfestigen und doch nicht unverbindlich bleiben. (Anders als *Christa Wolf* in «Kindheitsmuster» verzichtet Erica Pedretti darauf, Dokumente als Garanten der Objektivität einzufügen.) Aber gerade das Schwebende, Bewegliche, die wechselseitige Spiegelung der Bilder kann verstanden werden als Entwurf einer Gegenwelt zu jenen Vorurteilen, festen Meinungen, erstarrten Feindbildern, die Geschichte zu einer Abfolge menschlicher Katastrophen werden lassen. Poesie als ein (unbewusster) Akt des Widerstands gegen die Geschichte.

Geschichtspessimismus, Humanität

Denn was die Familie trifft, die mütterliche wie die väterliche, die doch beide gesichert schienen in Wohlstand und verlässlichen Gemeinschaften, das trifft auch die Ortschaften, trifft die deutschsprachige Bevölkerung – trifft letztlich, als ein entsetzliches Weltgesetz der wechselseitigen Zerstörung, alle. «Das Grauen war immer schon da, setzt sich fort; die gleichen Leute oder Leute gleicher Art verfolgen neue Feinde und nebenher einige den gleichen Feind wie vorher, wie je. Hörst du sie? Volkstumskampf, Klassenkampf, Rassenhass, Rassenliebe, Klassenliebe, Revanche.» Der Satz, diese differenziert unruhige Formel eines umfassenden Geschichtspessimismus (nicht zu verwechseln mit zynischer Gleichgültigkeit), steht im «Heiligen Sebastian» von 1974; er könnte ebenso über dem neuen Buch stehen, in dem die Geschichte der «Engsten Heimat» ein Beispiel ist für den entsetzlichen Unrechts-Kreislauf der Weltgeschichte. Da ist nichts von Vertrauen in eine durch die Zeiten erfolgende «Erziehung des Menschengeschlechts», an welche die Autorin doch so gerne glauben möchte (ein Rest von Zukunftshoffnung stützt sich, vielleicht, auf die Kraft der unverstellten kindlichen Wahrnehmung). Nicht klug für ein andermal werde man durch die Geschichte und deren Studium, sondern bestenfalls «weise für immer»: diese Einsicht des grossen *Jacob Burckhardt*, des Pessimisten unter den Geschichtsschreibern, kommt einem während der Lektüre mehrfach in den Sinn. Weisheit? Trauer, das ganz gewiss. Vor allem gegen Schluss gewinnt das Buch

den Tonfall und den grossen Atem einer Elegie. Deren Klage gilt nicht nur dem einzelnen Menschen – dem bewunderten Maler-Onkel zum Beispiel, der, ausgestattet mit der verfeinerten Wahrnehmung des Künstlers (oder davon heimgesucht?), zuletzt an seinen Erfahrungen zerbricht; er gilt vor allem der Tatsache, dass der Mensch, der doch nach *Johannes von Tepl* (auch er ein Liebling des geliebten Gross-

vaters) das *«allervornehmste, allergeschickteste, allerfreieste Werkstück Gottes»* ist, immer wieder in den Kreislauf von Gewalt und Gegengewalt gerät, diesen antreibt, von ihm zermalmt wird. Aber auf dem dunklen Grund dieses Geschichtspessimismus wächst die humane und überlegene Betrachtung der geschichtlichen Ereignisse, die das Buch in den Rang eines Meisterwerks erhebt. ♦



TITELBILD

SCHÖNHEIT

ANTON BRUHIN: «Schönheit». 1980. Blatt aus einer Folge von zehn Siebdrucken. Bildgrösse: 26 x 20 cm, Expl. Nr. 19/20. Graphische Sammlung der ETH Zürich. Anton Bruhin, geboren 1949 in Lachen ZH, ist Zeichner, Maler, Musiker und Dichter. Er lebt in Zürich.

Siebdruck ist ein Durchdruckverfahren und eine moderne Spielart des uralten Schablonendrucks. Ohne Verlust seiner Einfachheit ist das Prinzip im 20. Jahrhundert zu vielerlei technischen Kombinationsmöglichkeiten fortentwickelt worden, vor allem, seit die Photographie in den Arbeitsprozess einbezogen wird. Auf ein straff gespanntes Sieb (aus Draht, Seide oder Kunststoff) wird die Darstellung in der Weise festgelegt, dass man freilässt, was am Papier Farbe tragen, und abdeckt, was unbedruckt bleiben soll. Das Abdecken kann verschieden und nach verschiedenen Vorlagen geschehen und damit zu ganz verschieden aussehenden Ergebnissen führen. In jedem Fall reibt man die Farbe mit einem Schieber kräftig aufs Papier durch. Mehrfarbigkeit verlangt ein eigens vorbereitetes Sieb für jede Farbe, die einzelnen Farbflächen werden nacheinander neben- oder übereinander auf dasselbe Blatt gedruckt – eine um so anspruchsvollere drucktechnische Präzisionsarbeit, je mehr Farben verwendet werden.

Zur Vollendung unseres Cover Girls waren neun Druckgänge nötig. *Anton Bruhin* malte jede einzelne Farbfläche oder -linie der Figur auf eine transparente Folie, die Farbauszüge wurden jeweils auf das lichtempfindlich gemachte Sieb gelegt und wie ein Photonegativ belichtet. Was dabei zustande kommt, sind Photoschablonen: Wo das Licht durch die Malerei abgehalten wird, bleiben die Partien des Siebs unbelichtet, das heisst wasserlöslich, werden ausgewaschen und für den Farbdurchtritt geöffnet. Das Siebdruckverfahren erlaubt es, das Papier mit einer so dichten, homogenen Farbhaut von geradezu samtigem Charakter zu bedecken, wie es in keiner anderen druckgraphischen Technik zu erreichen wäre. Also wäre die Kosmetik dieser «Schönheit» bei keiner anderen Prozedur so fehlerlos, glatt und proper ausgefallen – sie wird quasi zu einer ironischen Paraphrase des Kultes mit der Makellosigkeit, für den wir von den Werbemedien alltäglich gewonnen werden sollen. ♦

EVA KORAZIJA